



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Eine sangreiche Landschaft in Mitteldeutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sine sangreiche Landschaft in Mitteldeutschland.

Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß eine wirkliche Volkspoesie nur noch in einzelnen Strichen des südlichen Deutschland, namentlich im Alpengebiete, lebendig sei; sicher sucht man eine solche am wenigsten in den germanisirten Mittelgebirgs- und Tieflandschaften des nordöstlichen Deutschland. In der That sind diese ja dem alles nivellirenden Einfluß der Cultur ganz anders ausgesetzt, als jene abgesehenen Hochlande des Südens. Und doch ist diese Meinung eine nicht ganz gerechte. In einem wenig beachteten Winkel des Hochplateaus, das sich an der Grenze Frankens und Böhmens von der Saale nach der Elbe zieht, im Vogtlande, und namentlich im sächsischen Theile desselben, blüht als bescheidene Pflanze eine recht kräftige Volksdichtung. Auf den ersten Blick kann das befremden. Denn zwar gehört die Landschaft nicht zu den besonders dicht bevölkerten Strichen, aber mehrere große Verkehrswege, die jetzt längst in Schienenstraßen umgewandelt sind, durchziehen sie in ihrer ganzen Ausdehnung, vor allem die alte Straße nach dem „Reich,“ nach Nürnberg über Hof, und die große Linie nach Böhmen über Eger. Nicht unbedeutend auch hat sich städtisches Wesen entwickelt; neben einer Reihe kleiner Städte blühen Plauen, Reichenbach, Greiz durch modernes Fabrikwesen von Jahr zu Jahr mehr auf. Aber auf der andern Seite ist das Wachsthum dieser größeren Orte und die Industrie aller vogtländischen Städte noch sehr jungen Datums; Plauen ist erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur civitas, zur Stadtgemeinde erhoben worden, denn zuerst 1276 wird es als solche genannt, und sein Umfang war lange Zeit sehr unbedeutend; das alte Greiz hat sich Jahrhunderte lang auf die wenigen Gassen am Fuße des Schloßfelsens beschränkt und war so abhängig von der Schloßherrschaft, daß noch die Statuten von 1537 die Gemeinde nicht nur zu Abgaben, sondern auch zu Frohndiensten verpflichteten; in älterer Zeit und bis in unser Jahrhundert hinein waren die vogtländischen Städte sämtlich sicher nichts als kleine Ackerstädte, wie die kleinsten es noch immer sind. Auch jetzt noch ist die in den Städten heimisch gewordene Industrie nicht aufs platte Land gewandert, wie es in Schlesien und der Ober-Lausitz z. B. häufig geschehen ist; die vogtländischen Dörfer sind mit sehr wenigen Ausnahmen reine Bauerndörfer geblieben. Noch ist auch der Einfluß der zahlreichen Rittergüter, die jetzt allerdings überwiegend bürgerlichen Besitzern gehören, auf dem platten Lande sehr mächtig, kurz, das Land hat seinen ländlichen Charakter behauptet bis in die Gegenwart, in früheren Jahrhunderten aber muß die ganze Landschaft ganz überwiegend ein Bauernland gewesen sein, indem stets der reiche Landadel dominirte, die Städte wenig bedeuteten.

Dieser Umstand erklärt Einiges, doch nicht Alles. Der Hauptgrund für die Fortdauer einer wenn auch bescheidenen Volksdichtung muß anderswo, muß im Volkscharakter zu suchen sein. Soweit man nun einen allgemeinen Typus für die jetzt ja auch ziemlich gemischte Bevölkerung aufstellen kann, ist der Vogtländer im Durchschnitt ein offener, ehrlicher, gutmüthiger Gesell, leicht erregt, zur Fröhlichkeit und Geselligkeit geneigt, oft etwas derb in seinem Auftreten; in den Städten waltet ein kräftiger, rühriger Sinn, der, umgeben von einer kargen Natur, eine blühende Industrie entwickelt, einen soliden Wohlstand begründet, und in den größeren Städten namentlich eine sehr respectable Selbstverwaltung ausgebildet, einen männlichen Bürgerstolz großgezogen hat. Auch der vogtländische Landmann zeigt in seinem Berufe Verständniß und Regsamkeit.

Man wird in diesen Charakterzügen das Erbtheil des fränkischen Stammes erkennen dürfen. Denn von diesem ging die Colonisation des obern Elstergebietes aus.

Der vogtländische Dialekt ist der östliche Zweig des fränkischen; mit ihm hat er z. B. das Abwerfen des auslautenden *n* in „nehme“ „gebe“ statt „nehmen“ „geben“ gemein; er hat, wie alle Dialekte, viele alterthümliche Formen treu bewahrt; der Vogtländer sagt „ich gib“ „ich nimm“ „ich hâe“, „ich stehn;“ auch das uralte „geschriern“ für „geschrien“ kann man hören. Er unterscheidet noch genau *û*, das bei ihm *au* lautet, von *ou*, wofür er *â* sagt (Taube aus *tâbe*, *tâb* aus *taub*, mhd. *toup*;) ebenso *i*, woraus er *ei* macht von *ei*, das er in *â* übergehen läßt. (*Stâ* aus *Stein*, *mei* aus *mein*). Er bildet *leimet* aus dem alten *linwât* (Leinwand), *renklich* aus *reineclîche*, er contrahirt *eide* aus mhd. *egide* statt *egge*.*) Als die fränkischen Colonisten in das schon seit dem 10. Jahrhundert definitiv unterworfenen Gebiet nach und nach sich verbreiteten — in größerer Menge kaum vor dem 12. Jahrhundert — so fanden sie wie überall an der Saale eine slavische Bevölkerung vor. Aber sie beschränkte sich auf einzelne Striche des Landes, besonders auf die Thäler der Elster, Göltsch, Trieb, Syra. Hier treten slavische Ortsnamen in größerer Zahl auf: *Delsnik* von sl. *olsa*, die *Erle*, *Plauen*, ursprünglich *Plawe* von sl. *plawiti*, schwemmen, überschwemmen (russ. *plawna* eine überschwemmte Fläche), *Greiz* mit seinem *Gradschin*, oder, wie noch das Volk spricht, *Grêz* von sl. *grad*, (tschech. *hrad*, serb. *grad*, russ. *gorod*), *Schloß* u. a. Der Name der Göltsch ist offenbar slavischen Ursprungs wie die Benennung der an ihr liegenden Städte *Mylau* und *Neschkau*; der Name der *Trieb* stammt von sl. *drivo*, Holz, und slawisch klingt endlich der Name des *Syra* *bachs*, wie der *Kemnik* (*Kamenica*, *Steinfluß*). Aber im oberen (südlichen)

*) Diese und andere Beispiele giebt H. D u n g e r, Ueber Dialekt und Volkslied des Vogtlands. Plauen i. V., F. C. Neupert 1870.

Vogtlande hören diese slavischen Localnamen fast gänzlich auf, ein Beweis, daß bis dahin slavische Siedler nie gedrungen sind. Hier ist die eigentliche Heimat der deutschen Ortsnamen auf — roth und — grün (Reuth, Volterdreuth, Hebersreuth; Christiansdreuth; Hohengrün, Hartmannsgrün, Reiboldsgrün, Wolfsgrün); jene finden ihre Analoga in den zahlreichen süddeutschen Ortsnamen auf — rout, und den norddeutschen auf — rode, diese äußerst zahlreich, wie sie sind (über 200), kommen vor 1100 überhaupt nicht vor; die Orte also, deren Namen jenes Element erhalten, können erst im 12. Jahrhundert entstanden sein. *) So ergibt sich aus der Menge der deutschen Ortsnamen, welche im oberen Vogtlande fast ausschließlich existiren, im untern an Zahl den slavischen mindestens gleichkommen, daß von Anfang an ein starker Strom fränkischer Colonisten sich über das vogtländische Hochplateau und seine Flußthäler ergossen, daß die deutsche Bevölkerung frühzeitig die einheimische slavische an Zahl weit übertroffen hat. Und eine wirkliche Vermischung beider Volkselemente hat hier gewiß so wenig wie anderwärts stattgefunden. Wo die deutschen Herren einrückten, unterwarfen sie das slavische Landvolk ihrer Herrschaft und brachten es in Hörigkeit oder Leibeigenschaft, wie denn der slavische Ausdruck für Hörige, smurdi, auch in einer vogtländischen Urkunde von 1122 vorkommt; das slavische Recht verschwand, nur das der Eroberer galt. Die deutschen Bauern aber, welche das wüsthliegende Land rodeten und urbar machten, wanderten ein als freie Leute, hatten besseres Recht als die Slaven. Mit dem doppelten Stolz des Deutschen und des Christen traten sie dem slavischen Landvolk gegenüber. Und die städtischen Innungen verschlossen sich herrisch gegen alle Nichtdeutschen. Auch die Sorben des Vogtlandes also haben sich schwerlich mit dem Deutschen vermischt; ihre Sprache und Nationalität verschwand allmählich gegenüber der überlegnen Cultur des Siegers, obwohl noch um 1122 die Bewohner der Gegend um Plauen nur oberflächlich das Christenthum bekannten, also sicher noch Slaven waren. Nur einzelne Worte blieben haften, wie britschen (slav. bricza) und karbatschen (slav. karbacz) in der Bedeutung prügeln, und manche Personennamen erschienen in slavisirter Form z. B. Dietsch, Diezel für Dietrich.

Haben wir im Vogtlande nun eine wesentlich germanische, nur wenig mit slavischen Elementen versetzte Bevölkerung vor uns, nicht eine der Hauptsache nach slavische, nachträglich germanisirte, so bildet dies offenbar ein wichtiges Moment der Erklärung für das Fortleben des Volksliedes. Es ist ein Erbstück der fränkischen Stammesältern, vor allem ihres zur fröhlichen Geselligkeit geneigten Charakterzuges; Slavisches ist nicht in ihm.

*) S. Dunger, Ueber die Ortsnamen des Vogtlandes in den Mittheilungen aus dem Archive des vogtländischen alterthumsforschenden Vereins in Hohenleuben nebst dem 41. 42., 43. Jahresberichte S. 391.

Dies vogtländische Volkslied gleichsam entdeckt zu haben, ist das Verdienst eines jungen Gelehrten, des Dr. Hermann D u n g e r, der seit Jahren in Dresden als Gymnasiallehrer thätig, doch seiner vogtländischen Heimath eine warme Liebe bewahrt und mit unermüdlichem Eifer und großem Geschick eine geraume Zahl von Jahren hindurch gesammelt hat. Denn beide Eigenschaften sind durchaus nöthig. Dem städtisch Gebildeten gegenüber ist der vogtländische Landmann, so offen und fröhlich er unter seines Gleichen sein kann, sehr zugeknöpft, wenn er nicht gar den zudringlich scheinenden Frager mit echter Bauernschlauheit hinters Licht führt. D u n g e r hat bisher eine größere Probe vogtländischer Volkslieder in seiner oben citirten Arbeit gegeben, der in naher Zukunft eine größere Sammlung folgen soll, und die zahlreichen im Vogtlande gesungenen Volkskinderlieder und Volkskinderspiele in einer besonderen Schrift edirt (Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande mit einem Vortrage über volksthümliche Kinderpoesie. Plauen i. V., Verlag v. F. G. Neupert 1874). Es sei uns verstattet zunächst aus der Sammlung der Volkslieder Einiges mitzutheilen.

Im Ganzen weniger stark entwickelt sind mehrstrophische Lieder: Liebeslieder, Trinklieder, Balladen. Von letzteren giebt D u n g e r eine Probe, das Lied vom Gastwirth und seinem Sohn. Die darin erzählte Handlung ist auch sonst in mancherlei Variation poetisch dargestellt worden. Nach langer Abwesenheit kommt der Sohn des Hauses als ein wohlhabender Mann von der Wanderschaft zurück. Die Eltern erkennen ihn nicht, er selbst nennt sich zunächst nicht ihnen, sondern nur seiner Schwester. In der Nacht aber ermordet der Gastwirth den eignen Sohn, in der Meinung, einen Fremden vor sich zu haben. Zu spät entdeckt ihm die Tochter das Gräßliche; da giebt er wie die Mutter sich den Tod. —

In viel größerer, nahezu unerschöpflicher Zahl treten die einstrophigen Liedchen auf; sie besonders sind der noch fröhlich weiterlebende Theil der Volksdichtung der durch immer neue Liedchen vermehrt wird. Der Vogtländer nennt diese kleinen Gedichte *Kunda's*, auch *Schlumperliedl* (von schlumpfern, schlampen, d. i. sich gehen lassen) oder *Schumberliedl* (schandbare, profane Lieder im Gegensatz zum geistlichen Liede). Sie entsprechen genau den süddeutschen Schnaderhüpfln, Schelmeliedle, G'sangln und wie die Ausdrücke sonst lauten. Ihre eigentliche Heimath ist der Tanzboden, dessen Lust der vogtländische Landmann zu schätzen und zu genießen weiß, wie irgend einer. Hier stimmen bald die Mädchen, ihre Reigen schlingend, dergleichen Lieder an, bald ein „Bursche“: er „legt auf“, d. h. giebt den Musikanten ein Stück Geld und singt nun, von ihnen begleitet, mit dem Glase in der Hand mehrere Lieder. Auch beim Trinken am Wirthstisch, bei den sog. „Sommerhaufeln“, d. h. den abendlichen Zusammenkünften des jungen Volkes im

Sommer, und in den winterlichen „Rockenstuben“ kommen die „Rundä's zur Geltung. Manche Leute bewahren Duzende derselben im Gedächtniß und Duzer selbst hat weit über 1000 Stück derselben gesammelt. Auch hiervon mögen einige Belege gegeben werden.

Am reichsten ist natürlich das Gebiet der Liebeslieder vertreten. Ein Bursche drückt die Freude über seine Liebste so aus:

Du flachshärets Mädel,
Dich hän ich so gern;
Ich könnt' wäg'n dein' Flachskopf
Glei á Spinnrädcl wer'n.*)

Ein anderer sagt:

Mei Schatz is lá Zucker,
Drum bin ich froh,
Sunst hätt' ich'n längst gessen,
Suë hö ich 'ne nö;

Ein dritter singt:

Mei Schögel hot Aug'n,
Die zum Lieben g'rad' taugn,
Suë hell wie die Sunn,
Und suë tief wie á Brunn.

Treue gegen die Liebste drückt das Liedchen aus:

Mei Herz is verschlossen,
Is á Doppelschloß dra',
Und mei Schatz hat án Schlüssel,
Der's aufschließen ka'.

Ein Bursche fordert nativ einen Kuß:

Mädel mit den rothen Noß,
Mit den schwarzen Wieder,
Gib m'r nêr án änzig'n Schmaz,
Krigst' ne á glei wieder!

Bitterlich klagt ein anderer das Lied des Abschieds:

Weil ich vun mein' Schögel	„Adje, mei lieb's Schögel,
Hö Abschied genommen,	Und bleib schie gesund.
Do fenn mir die Zährle	Gesund fellsst du leb'n,
Vun Augne gedrunge.	Und wüel fell dr'sch geh',
Die Zährle vun Aungen,	Und so lang Du mich geliebt hast,
Die Seufzer vun Mund,	Bedank ich mich schö'.

Wenig günstig denkt der junge Bursche, der seinem „Schatz“ so zärtliche Sachen sagt, über die Ehe:

*) á bezeichnet den Mittelpunkt zwischen a und ae, a den Mittellaut zwischen a und o, den Ausfall eines Nasals, den Ausfall eines Vocals im Inlaut.
Grenzboten I. 1875.

Weil ich bi ledig gewest,
 Ist m'r'sch am liebsten gewest,
 Gëtt m'r'sch mei Lebenlang
 Nimmer suß wuël.

Und etwas herb äußert sich ein anderer:

Lustig sei mir Bauerschknab'n,
 Weil m'r káne Weiber hab'n.
 Wenn m'r aber Weiber kriegen,
 Müß' m'r bei der Wiegen lieg'n,
 Müß' m'r singe: Sei, popei,
 Dunner Wergel, schlöf doch ei!

Die Jugendlust aber ist immer wieder das Hauptthema des Liedes.
 Eine lustige Gesellschaft singt:

Mir sei lust'ge Leut,
 Mir sei vuller Faxen;
 Mir löffen uns Schnurbärt steh',
 — wenn se uns wachsen!

oder sie kommt zu dem übermüthig-naiven Selbstbekenntniß:

Unner Herrgott im Himmel
 Muß selbr lach'n,
 Was mir Leut' af der Welt
 F'r dumme Sachen mach'n.

Oft genug wendet sich die übermüthige Lust zum Spott auf ganze
 Stände, auf benachbarte Dörfer, auf einzelne Personen. Die Mädchen singen
 neckend den Burschen zu:

Und á x und á z
 Und die Burschen sei nett,
 Und á z und á x,
 Odd'r tangen thunne se nig.

Ein anderes Lied verspottet die Stadtmägde, die auf dem Dorfe gerne
 die vornehmen spielen:

Musikanten, spielt auf,
 Ihe kumme die Stadtmá,
 Sie möchten gern tanzen,
 Krigt káne kán Náh [Reigen].

Oder einzelne Dörfer werden aufgezo-gen, wie in den folgenden beiden

Die Schneengrüner Mádle	oder: Die Theunmischen Mádle
Die thunne suß stolz,	Hámm lange Nás'n,
Die hamn nêr Pantoffeln	Do ka' der alt' Wächter
Und die sei vun Holz.	In Tusch drauf blás'n.

Was also dem Volke nahe liegt, was es vor allem zu lebhafterer Em-

pfung erregt, zu Lust und Leid, das Alles findet in diesen anspruchslosen meist vierzeiligen Liedchen seinen oft sehr glücklichen Ausdruck. Und trotz modernen Nivellements sind diese „Kundas“ weder vergessen noch entbehren sie eines munteren Nachwuchses; man kann also wirklich von einer lebendigen Volksdichtung sprechen.

Etwas anders verhält es sich mit den im Vogtlande gesungenen volkstümlichen Kinderliedern. Hier läßt sich keineswegs behaupten, daß sie alle oder daß nur der größte Theil in der Landschaft entstanden sei; bei vielen mag dies der Fall sein, die überwiegende Mehrzahl jedoch ist weit über die Grenzen des Vogtlandes hinaus verbreitet, sie finden sich an der Nordsee wie in den Alpen und in Siebenbürgen und nur einzelne Wendungen und Variationen mögen im Vogtlande selbst entstanden sein. Manche sind ohne Zweifel uralt, allen oder mehreren deutschen Stämmen gemeinsam und mit ihnen gewandert, andere wieder, jüngeren Ursprungs, haben sich nach und nach weiter verbreitet, ohne daß ihre Herkunft festzustellen wäre. Zu den culturhistorisch interessantesten gehören nun gewiß die Kinderreime mit mythologischem Hintergrunde. Dazu zählen die Kinderwundsegen, von denen K. Köhler in seinem fleißigen Buche: „Volks glauben und Aberglauben im Vogtlande“ S. 403 ff. eine Menge veröffentlicht hat, Verschen, die im Zusammenhange stehen mit den uralt germanischen Beschwörungsformeln. Noch merkwürdiger sind Verschen, die bei Spielen aufgesagt werden, und die sich oft in wenig veränderter Fassung in weit entfernten Gegenden wiederfinden. So lautet ein Abzählreim:

3.	6.	9.	die eine spinnt Seide,
im Hof steht eine Scheune,			die andre reibt die Kreide,
im Garten steht ein Hinterhaus,			die dritte schließt den Himmel auf,
da gucken drei gold'ne Jungfrau'n raus,			da guckt die Mutter Maria 'raus.

Diese drei Jungfrauen sind die heidnischen Nornen oder Schicksalsfrauen die unter andern Namen auch in den Liedchen anderer Landschaften vorkommen. Ein anderer Spielreim lautet:

Wir woll'n einmal spaziren gehn,	um zwei kommt's nicht, u. s. f.
wenn nur das wilde Thier nicht käm'!	um elf da pocht's,
Um eins kommt's nicht,	um zwölf da kommt's!

Dies Liedchen kommt ähnlich auch im Anhalt'schen, und mehr verschieden auch in andern deutschen Gebieten vor. Auch hier ist der Hintergrund mythologisch: die 12 Stunden sind die 12 Weltstunden, nach deren Ablauf das Himmelsgewölbe einbricht, wenn der alles verschlingende Höllenwolf Mánagarm erscheint. Ein drittes enthält eine deutliche Hinweisung auf das himmlische Lichtland (England) und kommt in ähnlicher Fassung auch in Franken und Schwaben vor. Eine Form desselben im Vogtlande lautet:

Une dune, quinde, quande,
 Fahr mit mir nach Engellande,
 Engelland ist zugeschlossen,
 ist der Schlüssel abgebrochen, u. f. f.

Diese Proben mögen genügen. Es wird sich natürlich nie feststellen lassen, wie und wann diese und andere Kinderleber — Dungen hat 365 zusammengebracht — ins Vogtland gekommen sind. Von manchen, namentlich von denen mit mythologischer Grundlage, möchte man annehmen, daß sie bereits die fränkischen Colonisten mitbrachten, welche die Landschaft germanisirten. Und ist dies richtig, so bietet dies einen weiteren Beleg für die deutsche Abkunft der überwiegenden Mehrheit der vogtländischen Bevölkerung. Denn die in jenen Liedern versteckten mythologischen Beziehungen weisen auf deutschen nicht auf slavischen Götterglauben hin.

Otto Raemmel.

Die Flucht Ludwig's von Mühlenfels.

In dem vom 18. Juli 1861 datirten Erinnerungsblatt an den am 14. Juni 1861 zu Greifswald verstorbenen Ober-Appellationsgerichts- und Geheimen Justizrath Dr. juris von Mühlenfels von Greifswald, dessen empörende Behandlung im Jahre 1821 durch die damalige preussische Regierung von Gustav Freytag — größtentheils nach Mühlenfels' eigenen Aufzeichnungen — in den Grenzboten, Jahrgang XXI No. 33, zweites Semester, Seite 248 bis 273 beschrieben ist, liest man Seite 10 Folgendes: „Seine Amtsentsetzung war schon im Mai 1820 verfügt worden. Als er am 5. Mai 1821 die Kunde erhielt, daß ihm für einen der nächsten Tage ein festerer Kerker bestimmt sei, faßte er den Entschluß, die Flucht zu ergreifen. Die seltsame Verkettung von Umständen, die staunenswerthe Vereinigung von Besonnenheit und Geduld, Geschicklichkeit und Energie, durch welche ihm möglich wurde, ohne jede Mitwissenschaft in der Nähe oder Ferne dem Kerker zu entrinnen, der Verfolgung einen Vorsprung von 12 bis 16 Stunden abzugewinnen und innerhalb 36 Stunden die schwedische Küste zu erreichen, wären einer ausführlicheren Darstellung werth, als diese flüchtige Skizze sie geben kann.“

Was Ludwig von Mühlenfels mir hierüber nach seiner glücklichen Ankunft in Stockholm, woselbst ich seit dem Frühjahr Hauslehrer war, mitgetheilt ist — soweit ich mich nach länger als einem halben Jahrhundert noch zu erinnern vermag — Folgendes: